Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 12

Artikel: Gedanken zum 18. Kapitel des Machiavelli
Autor: Schmid, August
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155393

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zuüben in der Lage ist. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhange die Feststellung, daß das türkische Volk in allen Kriegen Hervorragendes geleistet hat, daß es aber selbst nach erfolgreichen Kriegen den inneren Zerfall aufzuhalten nicht im Stande ist und erst durch neue Kriege wieder sich auch innerlich konsolidiert.

Gedanken zum 18. Kapitel des Machiavelli.

Von **August Schmid.**

Machiavellis Werk „Der Fürst" gehört zu den lehrreichsten Büchern über den Staat, die jemals geschrieben worden sind. Und wiederum enthält darin das 18. Kapitel die wichtigsten Gedanken. Es ist ungemein reizvoll, die allgemeine politische Lage des letzten Jahrzehnts einmal vom Standpunkt jener Abhandlung aus zu betrachten. Da das Buch wohl vielen Lesern nicht zur Hand ist, sei hier jenes 18. Kapitel wiedergegeben.[1])

Achtzehntes Kapitel.

Wie ein Fürst sein Versprechen und Wort halten müsse.

„Jedem ist es klar, daß es lobenswürdig ist, wenn ein Fürst sein Wort hält, und mit Rechtschaffenheit und ohne Hinterlist seinen Weg geht. Allein die Erfahrung unserer Tage lehrt uns, daß bloß jene Fürsten mächtig geworden sind, die es mit Treu und Glauben leicht nahmen und sich darauf verstanden, andere zu täuschen und zu betrügen, und daß jene, welche redlich ihre Verbindlichkeiten befolgten, am Ende übel wegkamen.

Zuvörderst muß man daher wissen, daß man mit zweierlei Waffen kämpfen könne; d. h. mit den Gesetzen und mit der Gewalt. Die erste Art ist Sache der Menschen, die zweite Sache der wilden Tiere. Aber bei der Unzulänglichkeit der ersteren muß man öfters zur letzteren seine Zuflucht nehmen. Ein Fürst muß also die Rolle eines Menschen und jene einer Bestie zu spielen verstehen. Dies wollten uns die Alten unter dem Bilde des Achilles und anderer Fürsten vorstellen, von denen sie erzählen, sie seien dem Zentauren Chiron zur Erziehung übergeben worden. Dies will nichts anderes sagen, als daß, weil der Lehrer halb Tier und halb Mensch war, auch dessen Schüler beide Eigenschaften annehmen mußten, weil die eine ohne die andere nicht lange bestehen könne.

Da nun ein Fürst genötigt ist, die Rolle eines wilden Tieres gut zu spielen, muß er sich den Fuchs und den Löwen zum Muster nehmen; der Löwe nämlich entgeht den Netzen nicht, der Fuchs entwischt dem Wolfe nicht. Er muß daher ein Fuchs sein, um die Schlingen zu wittern

[1]) Übersetzt von F. N. Baur. Neu bearbeitet von Hanns Floerke. Verlag der Deutschen Bibliothek in Berlin.

und ihnen zu entgehen, und ein Löwe, um die Wölfe zu schrecken. Die, welche bloß Löwen sein wollen, verstehen ihre Sache schlecht.

Ein kluger Fürst darf daher sein Versprechen nie halten, wenn es ihm schädlich ist, oder die Umstände, unter denen er es gegeben hat, sich geändert haben.

Diese Grundregel würde nicht gut sein, wenn alle Menschen gut wären. Weil aber alle böse und schlecht sind und in dem angegebenen Falle dem Fürsten ihr Versprechen auch nicht halten würden, so berechtigt ihn dieses auch, wortbrüchig zu werden. Es wird ihm auch nie ein Vorwand fehlen, den Bruch desselben zu beschönigen. Tausend neuere Beispiele könnte ich hier anführen, um zu zeigen, welche Menge von Friedensschlüssen, von Zusicherungen und Verträgen durch wortbrüchige Fürsten null und nichtig geworden sind, — wobei aber immer jene, welche am geschicktesten die Rolle des Fuchses zu spielen verstanden, am besten weggekommen sind. Nur muß man es gleich dem Fuchse verstehen, seine Rolle durch geschickte Wendungen meisterhaft zu verstecken. Denn die Menschen sind so einfältig und so gewöhnt, den herrschenden Verhältnissen nachzugeben, daß der, welcher betrügen will, immer Leute findet, welche sich betrügen lassen.

Eines der neuern Beispiele darf hier nicht unangeführt bleiben. Alexander VI. tat sein ganzes Leben hindurch nichts anderes, als betrügen. Niemand besaß mehr die Gabe, andere zu täuschen, als er; niemand bestätigte je sein Versprechen mit stärkeren Eidschwüren, als er, und niemand hielt es weniger; und gleichwohl gelangen ihm seine Betrügereien sämtlich, — so gut kannte er die schwache Seite der Menschen.

Es ist also nicht nötig, daß ein Fürst alle die Tugenden, welche ich oben (in den vorangehenden Kapiteln) angab, gerade wirklich besitze, sondern es ist schon hinlänglich, wenn er sie nur zu besitzen scheint. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß es sogar gefährlich für ihn sein würde, wenn er sie wirklich alle besäße und immer ausübte, da es ihm im Gegenteile nützlich ist, wenn er sie nur zu besitzen scheint. Ein Fürst muß gnädig, rechtschaffen, herablassend, aufrichtig und gottesfürchtig scheinen, und gleichwohl so ganz Herr über sich sein, daß er im Falle der Not gerade das Gegenteil von dem allen tun kann.

Man kann als richtig voraussetzen: ein Fürst, und namentlich ein neuer Fürst, kann nicht so handeln, wie die Menschen gewöhnlich handeln sollen, um rechtschaffen genannt zu werden; das Staatserfordernis nötigt ihn oft, Treue und Glauben zu brechen, und der Menschenliebe, der Menschlichkeit und der Religion entgegenzuhandeln. Er muß also nach dem Winde segeln, aber nicht ganz vom Wege des Guten ablenken, solange dies nur möglich ist; erst dann muß er ohne Bedenken Verbrechen begehen, wenn es die äußerste Not erfordert.

Es muß sich daher ein Fürst angewöhnen, sich nie anders zu äußern, als auf eine, jenen fünf Tugenden entsprechende Weise, so daß jeder, der ihn sieht, sich überzeugt halte, er sei die Güte, die Redlichkeit, die Treue, die Höflichkeit und Frömmigkeit selbst. Letztere Eigenschaft besonders darf er nie unterlassen, äußerlich zu zeigen; denn die

Menschen pflegen gemeiniglich mehr nach den Augen als nach den Händen zu urteilen; denn jeder ist in der Lage, zu sehen, wenige aber, zu fühlen. Jeder sieht, was der Fürst scheint, aber fast niemand weiß es, was er in Wirklichkeit ist, und diese Minorität wagt es nicht, der Meinung der vielen entgegenzutreten, welche der Schild der Majestät deckt.

Man beurteilt die Handlungen aller Menschen, besonders aber die Handlungen der Fürsten, welche keinen Richter über sich haben, bloß nach dem Erfolge. — Es muß also des Fürsten einziger Zweck sein, sein Leben und seine Herrschaft zu erhalten. Man wird alle Mittel, deren er sich hierzu bedient, rechtfertigen, und jeder wird ihn loben, denn der Pöbel hält sich nur an den äußeren Schein und beurteilt die Dinge nur nach ihrem Erfolge. Nun ist aber fast nichts in der Welt als Pöbel, und die bessere Minorität entscheidet bloß da, wo die Majorität nicht zu entscheiden weiß.

Es lebt noch jetzt ein Fürst,[2]) den man eben nicht öffentlich nennen kann, der aber stets die Worte Frieden und Treue im Munde führt, — aber gewiß schon längst seine Ehre und Länder verloren haben würde, wenn er immer nach seinen Worten gehandelt hätte."

* * *

Bekanntlich hat Friedrich der Große als Prinz eine Erwiderung auf das Buch Machiavellis geschrieben, worin er das Werk des Florentiners auf das schärfste verurteilt. Nach einer kurzen Einleitung behandelt er die 26 Kapitel des Buches in ebenso vielen Abschnitten. Es seien hier der Einleitung und dem 18. Gegenkapitel einige der wichtigsten Stellen entnommen.[3])

Aus der Einleitung:

„Machiavelli verdarb die Staatskunst und unternahm, die Lehren der gesunden Moral zu vernichten.

Ich übernehme die Verteidigung der Menschlichkeit wider diesen Unmenschen, der dieselbe vernichten will; ich setze die Vernunft und die Gerechtigkeit dem Sophismus und dem Laster entgegen.

Ich habe allezeit Machiavellis Buch von der Regierungskunst eines Fürsten als eines der allergefährlichsten Bücher angesehen, die jemals in der Welt verbreitet worden."

Aus dem 18. Gegenkapitel:

„Wenn auch die Maske der Verstellung die natürliche Häßlichkeit eines Fürsten eine Zeitlang verdeckte, so kann er doch diese Maske nicht immer tragen. Er lüftet sie manchmal, wäre es auch nur, um Luft zu schöpfen; und eine einzige Gelegenheit reicht schon hin, die Neugierigen zu befriedigen.

Umsonst wird also die Verstellung auf den Lippen eines Fürsten wohnen. Die List in seinen Worten und Handlungen nützt ihm nichts.

[2]) Ferdinand, König von Kastilien und Aragonien.
[3]) Ausgabe von Hanns Floerke. Verlag der Deutschen Bibliothek in Berlin.

Man beurteilt die Menschen nicht nach ihren Worten, man würde sich immer täuschen, sondern man vergleicht einmal ihre Handlungen untereinander und dann vergleicht man sie mit ihren Reden; und gegen diese fortwährende Vergleichung kann die Falschheit und die Verstellung niemals bestehen. Man spielt keine Person so gut, als die man wirklich ist; und man muß den Charakter wirklich haben, den man sich beigelegt zu sehen wünscht, sonst betrügt man sich selbst, indem man die Welt zu betrügen gedenkt.

Wir kommen wieder auf die unrichtigen Schlüsse unseres Staatslehrers. Weil alle Menschen, sagt er, Böse wichter sind und dir alle Augenblick ihr Wort brechen, so bist du ebensowenig verbunden, ihnen das deinige zu halten. Hier findet sich zunächst ein Widerspruch; denn der Verfasser sagt gleich darauf: Menschen, die sich verstellen können, werden stets Leute antreffen, die so einfältig sind, daß sie sich betrügen lassen. Wie reimt sich das zusammen? Alle Menschen sind Bösewichter, und du findest doch Leute, die sich betrügen lassen?

Ich rede in diesem Augenblicke nicht von der Redlichkeit oder von der Tugend; sondern, indem ich bloß den Vorteil des Fürsten erwäge, behaupte ich, daß sie eine schlechte Staatskunst beweisen, wenn sie Betrüger sind und die Welt hintergehen. Sie betrügen nur einmal und verlieren darüber das Vertrauen aller andern Fürsten.

Ich bekenne übrigens, daß es gewisse ärgerliche Notwendigkeiten gebe, da ein Fürst nicht umhin kann, Verträge und Bündnisse zu brechen. Allein er muß sich doch auf eine rechtschaffne Art davon losmachen und seine Bundesgenossen zu rechter Zeit davon benachrichtigen, niemals aber zu dergleichen äußersten Fällen schreiten, wenn ihn nicht das Heil seines Volks und eine sehr große Notwendigkeit dazu zwingt."

* * *

Gegen den Machiavellismus ist schon viel geschrieben worden. Diese Schriften leiden aber stets an einer Unklarheit: der Begriff des Machiavellismus wird nicht genau bestimmt. Ich stelle hier die Frage: Soll man unter Machiavellismus 1. das Verfahren verstehen, als Schriftsteller oder als Redner Ansichten zu vertreten, wie sie Machiavelli in seinem Buche, besonders im 18. Kapitel darstellt? oder 2. das Verfahren, als Staatsmann bewußt nach jenen Grundsätzen zu handeln? oder 3. das Verfahren, aus seinem innern Wesen heraus so zu handeln, wie es jenen Grundsätzen entspricht? Das sind drei sehr verschiedene Dinge. Das Wort Machiavellismus leidet wie so viele seiner „Ismus"-Brüder an Unklarheit. Wenn man die Sache erfassen will, tut man am besten, den Ausdruck gar nicht zu brauchen.

Zunächst der Unterschied zwischen Auffassung 1 und 2. Die meisten Leute halten die beiden Dinge für das nämliche, d. h. sie glauben, ein Staatsmann, der so schreibe oder spreche, werde eben auch so handeln, im Gegensatz zu denen, die nicht so sprechen. Wenn aber ein Privatmann als Schriftsteller so schreibe, so würde er so handeln, wenn er

Staatsmann wäre. — Weit gefehlt! Die beiden Dinge sind nicht nur nicht dasselbe, sondern es sind meistens Gegensätze. Ein wirklicher Böse-wicht wird sich heutzutage kaum jemals öffentlich zu solchen Dingen bekennen. Er wird nicht nur darüber schweigen, sondern wird, wo sich die Gelegenheit bietet, seine schärfste Entrüstung, seinen Abscheu über diejenigen aussprechen, die so reden, die wirklich oder angeblich so handeln (vorausgesetzt, daß es nicht seine Verbündeten sind). Ganz sicher ist, daß die größten politischen Bösewichter nicht unter denen zu finden sind, die mehr oder weniger deutlich öffentlich den Ausführungen Machiavellis Zugeständnisse machen, sondern unter denen, die solche Ansichten öffentlich zurückweisen und verabscheuen. Man darf wohl behaupten, daß Machiavelli, wenn er nach Abfassung seines Buches Staats-mann geworden, ein schlechter „Machiavellist" gewesen wäre. Er war ein viel zu scharfer und klarer Denker, als daß er ein erfolgreicher Staatsmann großen Maßstabs hätte sein können. Bekanntlich hat er sich um eine höhere Staatsstellung bemüht. Der Fürst, welcher einen Schriftsteller, der so offen und klar spricht, in seinen höhern Dienst ge-nommen hätte, hätte aber gerade damit bewiesen, daß er ein schlechter Politiker sei. Darum blieb auch Machiavellis Streben erfolglos.

Gewiß war Friedrich der Große als König der größere „Machia-vellist", als Machiavelli selber hätte werden können. Wenn man auch nicht gerade die Ansicht Kaiser Josefs II. zu teilen braucht, Friedrich sei einer der schlechtesten, durchtriebensten Männer gewesen, die je auf einem Throne gesessen, so bietet seine Politik doch manches Unerfreu-liche. Jedenfalls hat Friedrich dadurch, daß er als junger Mann in edler Begeisterung den Florentiner Schriftsteller in Grund und Boden verdammte, eine unbewußte Vorprobe seiner künftigen politischen Ge-schicklichkeit gegeben. Wenn *eine* Stelle in der Erwiderung andeutet, daß er als Staatsmann nicht zu den allerschlimmsten gehören würde, so ist es jene, wo er immerhin ehrlich ist, der Lehre Machiavellis ein kleines Zugeständnis zu machen.

Es wird schwerlich je einen Menschen geben, bei dem sich Worte und Handlungen decken, d. h. keinen, der in seinem Wesen gerade so ist, wie sich aus oberflächlicher Betrachtung der Worte ergibt. Die Menschen sind stets entweder schlechter oder besser als ihre Worte. Ich habe noch keinen tüchtigen, rechtschaffenen, keinen feinfühlenden Menschen gesehen, der nicht ein beträchtliches Stück vom schlimmheiligen Vitalis an sich gehabt hätte. Das ist leicht zu begreifen. Das Verfahren, sich durch schöne Worte besser hinzustellen als man wirklich ist, ist so nahe-liegend, daß jeder, auch der geistig beschränkte Mensch, selbständig dar-auf kommt. Gerade, ehrliche Leute empfinden einen großen Widerwillen dagegen, und indem sie diesem Fehler ausweichen, kommen sie zu dem entgegengesetzten Verfahren, schlechter zu reden als zu handeln.

Nun noch der andere Gegensatz, derjenige zwischen einem Staats-mann, der *nach den Grundsätzen* handelt, die Machiavelli im 18. Kapitel entwickelt, und demjenigen, der *aus seinem innern Wesen* so handelt, wie es jenen Grundsätzen entspricht. Mancher wird

die Aufstellung eines solchen Gegensatzes gar nicht begreifen, weil er beide Dinge für das nämliche hält. In Wirklichkeit sind es aber zwei grundverschiedene Dinge, und gerade die Erkenntnis dieses Gegensatzes läßt uns erst tiefere Blicke in das Tun und Treiben der Menschen werfen. Aus dem Antimachiavelli, und zwar gerade aus einigen der oben angeführten Stellen, ist deutlich zu ersehen, daß der junge Friedrich jenen Gegensatz auch nicht kannte. Aus diesem Grunde hielt er das Buch Machiavellis für viel zu gefährlich.

Ich wage hier entschieden zu bestreiten, daß das Werk Machiavellis überhaupt gefährlich sei, ja ich möchte wünschen, daß es noch viel verbreiteter wäre. Friedrich glaubte, mancher im Grunde gute Fürst sei durch das Buch verführt worden. Er zeigt sich hierin durchaus als der Zeitgenosse Rousseaus, der in seinem Emil über die Gefährlichkeit der Fabeln Lafontaines wettert. In der bekanntesten dieser Fabeln leitet der Fuchs seine verführende Rede mit den Worten „ohne zu lügen" ein. Rousseau entsetzt sich darüber. Der junge Emil soll nicht wissen, daß überhaupt gelogen werden könne, und man soll ihm von dieser verderblichen Kunst nichts sagen. — Als ob ein junger Mensch jemals das Lügen lernen müßte und nicht ohne fremde Hilfe dazu käme! — So sind auch alle die politischen Lügenkünste, die Machiavelli in seinem Buche darstellt, so naheliegend, daß jeder Staatsmann, der die Anlage dazu hat, sie selbständig findet und lange ausübt, bevor er sich ihrer überhaupt klar bewußt wird, ja wahrscheinlich ohne sein ganzes Leben lang zu wissen, daß er es tut. Wer eine ganz andere Naturanlage hat, wer ehrlichen Wesens ist, wird jene Künste nie so gut lernen, daß er sie erfolgreich ausüben kann. Ein im Grunde ehrlicher Mensch, der durch schlimme Lebenserfahrungen zu der Erkenntnis kommt, daß Unehrlichkeit den größeren Erfolg verspreche, und der in seiner Verärgerung den Entschluß faßt, auch nach jenem Rezept zu handeln, wird in der Heuchelkunst sein Leben lang ein Stümper bleiben. Solange er sich darin versucht, wird er es so plump anstellen, daß er schnell durchschaut und von der Menge als arger Bösewicht betrachtet wird, während sich der Heuchler aus angebornem Talent im Glanze seines Tugendruhms sonnt.

Gerade weil Friedrich der Große die Kunst des Betrügens allzu sehr für eine Sache des klaren Verstandes hält, glaubt er einen Widerspruch darin zu finden, wenn Machiavelli behauptet, es gebe in der Welt fast lauter Betrüger, und doch wieder sagt, jeder, der täuschen wolle, finde stets eine Menge Leute, die sich täuschen lassen. In Wirklichkeit liegt hier gar kein Widerspruch vor. Es besteht nicht der geringste Anhaltspunkt für die Vermutung, daß jemand, der selber betrüge, stärker gegen das Betrogenwerden gefeit sei als der Ehrliche.

Die lehrreichste Stelle in Friedrichs Erwiderung ist jene, wo er sagt, man müsse den Charakter wirklich haben, den man sich beigelegt zu sehen wünsche, sonst betrüge man sich selbst, wo man die Welt zu betrügen gedenke. — Friedrich stellt hier zwei Dinge als vermeintliche Gegensätze hin: das Verfahren, die Welt, und das-

jenige, sich selber zu betrügen. Er glaubt demnach, entweder tue man das eine oder das andere. In Wirklichkeit gehören aber die Dinge gerade zusammen: Nur derjenige, der sich selbst betrügt, kann in erfolgreicher Weise die andern betrügen; wer sich aber selber klar durchschaut, ist auch kein erfolgreicher Betrüger nach außen.

Über den Geisteszustand des Schwindlers und Heuchlers machen sich die meisten Leute ganz falsche Vorstellungen, und gerade die erfolgreichsten Schwindler selber täuschen sich darüber am meisten. Man denkt sich die Sache gewöhnlich so: Jemand ist vollkommen nüchtern, gefühllos, ja er spottet in seinem Innern über die Leute, die wirklich ein edles Gefühl haben. Nun findet er aber, es wäre im gegebenen Falle sehr nützlich, wenn man den Leuten einredete, man hätte dieses Gefühl; also täuscht er es den andern vor, wobei er sich aber ganz klar bewußt ist, es tatsächlich nicht zu haben. — In Wirklichkeit handelt der große, erfolgreiche Heuchler durchaus nicht so. Er ist sich der Täuschung gar nicht bewußt. Er glaubt nicht nur das edle Gefühl zu haben, sondern er hat es im gegebenen Augenblick wirklich. — Da wird nun mancher einwenden, dann sei dies gar keine Heuchelei; ein Betrug sei ja immer die absichtliche Vortäuschung von etwas nicht wirklich Bestehendem. — Und doch liegt hier Betrug vor und zwar der abgefeimteste und in der Regel erfolgreichste.

Man ist gewöhnlich der Meinung, es gebe nur zwei Fälle: entweder habe man ein bestimmtes Gefühl oder man habe es nicht. Dabei gibt man auch zu, daß man es in höherem oder geringerem Grade haben könne. Hier wird ein sehr wichtiger Umstand gänzlich übersehen. Man kann nämlich ein Gefühl, einen Zustand nicht nur in verschiedenem Grade, sondern auch auf verschiedene Art haben. Was das heißen soll, möge hier an einem Vergleiche veranschaulicht werden: Es mag etwa vorkommen, daß jemand bei einem Fastnachtscherz den starken Mann spielt. Er stellt sich aus Karton einige Schachteln in der Form von großen Gewichtsteinen her und streicht sie mit Eisenfarbe an. Diese vermeintlich schweren Lasten hebt er vor den Augen der Zuschauer leicht in die Höhe. Er täuscht also eine Kraft vor, die er in Wirklichkeit gar nicht besitzt, und er ist sich auch während der Vorführung ganz klar darüber, daß er etwas Unwahres vorgebe. Übrigens ist die Täuschung so plump, daß auch die Zuschauer sie leicht bemerken, und daß sie der Sache schmunzelnd folgen. Nun kann man aber auch anders verfahren. Jemand kann eine kleine Menge eines bestimmten Giftes zu sich nehmen, wodurch er vorübergehend eine große Kraft gewinnt. Der Mann berauscht sich an seiner eigenen Kraftleistung, und gerade weil es ihm Freude macht, sich seiner Stärke bewußt zu werden, nimmt er von Zeit zu Zeit jenes Gift zu sich. Die Kraft ist hier für den Augenblick wirklich vorhanden, nicht bloß vorgetäuscht. Aber doch ist es eine erschlichene, dem Manne nicht wesentliche Kraft, es handelt sich nicht um einen überhaupt starken Mann. Gerade diese erkünstelte Kraft kommt aber dem Betreffenden viel deutlicher zum Bewußtsein als dies bei der dauernden, wesentlichen Kraft des wirklich Starken der

Fall ist. Auch kommt sie viel auffallender nach außen zum Ausdruck als jene.

So wie mit dieser künstlich hervorgerufenen Kraft steht es mit den edeln Gefühlen des erfolgreichen Heuchlers im großen Maßstabe. Er täuscht das Gefühl nicht nur vor, sondern er hat es wirklich für den Augenblick in sich hervorgerufen.

Man möge bedenken: Es gibt keinen überhaupt, durchaus in allen Teilen ehrlichen Menschen. Das kommt in der Art unseres Denkens deutlich zum Ausdruck. Es ist schon jedem, auch dem ehrlichsten Menschen begegnet, daß er durch vermeintlich ganz klares, rein sachliches Denken zu einer Ansicht gekommen ist, die er auf Grund eines tiefern, ihm selber nicht bewußt gewordenen Strebens zu haben wünscht. Während aber bei ehrlichen Menschen dieser innere Drang nach dem eigenen Vorteil nur hie und da in schwachen Augenblicken ganz wenig auf das Denken, auf die Entstehung der Ansichten abfärbt, wird bei vielen Leuten das Denken stets vollkommen von den geheimen Triebkräften ihres Eigennutzes geleitet, sodaß sie jederzeit durch vermeintlich ganz sachliches Denken gerade zu den Ansichten und in die Stimmung kommen, die dem geheimen Leiter all ihres Tun und Treibens für den Augenblick nützlich erscheinen. Fühlt der geheime Meister, daß es im gegebenen Augenblick nützlich wäre, eine bestimmte Ansicht zu haben oder von Begeisterung für irgend etwas ergriffen zu sein, so stellen sich Ansicht und Begeisterung ohne weiteres *für den augenblicklichen Gebrauch* ein. Und wie die auf künstliche Weise hervorgerufene augenblickliche Kraft sich viel auffallender äußert als die wesentliche, dauernde Kraft eines wirklich Starken, so tritt auch die auf geheimen Befehl für den Augenblick geschaffene Ansicht und Begeisterung viel leichter ans Tageslicht als die echte.

Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über." Dies trifft für manche Fälle zu, aber beileibe nicht immer. Es gilt vor allem dann, wenn wir irgend eine Neuigkeit erfahren haben, die uns sehr beschäftigt. Dann sind wir allerdings gewöhnlich begierig, sie gleich anderen Leuten mitzuteilen. Eine viel tiefere Wahrheit liegt aber in diesem Worte: „Was nicht oder nur oberflächlich im Herzen ist, des geht der Mund um so leichter über." Es gibt bei einem Menschen kaum ein sichereres Zeichen der Gefühllosigkeit oder vielmehr der Oberflächlichkeit und Seichtheit der Gefühle, als wenn er stets zu überschwenglichen Äußerungen neigt.

Der Betrüger und Heuchler ist im allgemeinen viel stärker von seiner moralischen Vortrefflichkeit überzeugt als der wirklich Gute. Er gewinnt durch seine Kunst zwei Vorteile zugleich: den äußern Erfolg und die Zufriedenheit mit der vermeintlichen eigenen Vortrefflichkeit. Gerade der abgefeimteste und erfolgreichste Heuchler ist deshalb am allerwenigsten geneigt, sich für einen solchen zu halten. Diese Selbstsicherheit und die begeisterte Rede sind es, welche die Masse fortreißen und verführen.

Machiavelli schließt sein Kapitel mit dem Hinweis auf einen damals noch lebenden Fürsten, der es nach seiner Ansicht trefflich verstand, der Welt Tugenden vorzuspiegeln, die er in Wirklichkeit nicht besaß. Heutzutage drängt sich sogar mehr als nur ein Beispiel auf. Das letzte Jahrzehnt zeigt uns verschiedene führende Staatsmänner Europas und Amerikas, die sich vorzüglich dazu eignen. Ich will sie hier auch nicht nennen, sondern will die Sache dem Scharfsinn des Lesers überlassen. Nur etwas sei noch gesagt: Wenn man unter einem Machiavellisten einen Staatsmann verstehen will, der die Masse täuscht, während er sich selber völlig klar darüber ist, daß er täusche, so stellen diese Politiker der letzten Zeit den Übermachiavellisten dar. Sie bringen nicht nur jenes Verfahren fertig, sondern es gelingt ihnen auch das Kunststück, welches Friedrich II. unmöglich zu sein schien, das Kunststück, gleichzeitig die andern und sich selber zu täuschen.

Machiavelli erklärt, daß derjenige, der betrügen wolle, immer Leute finde, die sich betrügen lassen. Das ist heute so wahr wie vor vierhundert Jahren; ja die Ereignisse des Krieges und der Nachkriegszeit scheinen zu zeigen, daß es heute noch wahrer sei als damals. Es gibt aber auch immer Leute, sogenannte geistige „Führer", die dafür sorgen, daß die große Menge derjenigen, die sich betrügen lassen, nicht ausgehe. — Auf der Jagd sind die Hunde die Helfer ihres Herrn. Wenn sich das Wild in seiner Furcht vor dem Jäger in seinen Schlupfwinkel versteckt und so wirklich dem Tode entgehen könnte, so kommen die Hunde und treiben es mit lautem Gebell vor den Gewehrlauf des Schützen. So gibt es auch unter den Menschen solche Treibhunde, und zwar darunter sogar freiwillige, nicht vom Jäger besonders dazu angestellte, welche sich die größte Mühe geben, die schon etwas scheu gewordene Masse aufzujagen und den großen Verführern in die Hände zu spielen. Unter diesen Treibhunden gibt es sogar Professoren, welche dicke Bücher über Lebensführung geschrieben und sich noch besonders in den Kopf gesetzt haben, den Machiavellismus zu bekämpfen, aber gerade durch ihre kindliche Auffassung die erfolgreichsten Zutreiber des Übermachiavellismus werden. Sie glauben nämlich die größte Verderbnis immer da zu finden, wo sie gelegentlich ein derbes, ehrliches Wort hören, und sind der Meinung, die größten Tugenden seien da, wo die süßesten Worte fließen. Sie bestätigen damit, daß Machiavelli Recht hat, wenn er erklärt, die Großzahl der Menschen bilde ihr Urteil nach den Worten und nicht nach den Handlungen.